

Plan der Akademie

Autor(en): **Corti, Walter, Robert / Lanners, Edy**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **77 (1959)**

Heft 17

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-84246>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

oben beschriebenen pneumatischen Regler gesteuert werden, bringen die Luftklappen in die richtige Stellung. Gleichzeitig wird auch das Ventil im Rücklauf für das Warm- oder Kaltwasser des Körpers entsprechend betätigt.

Die Arbeitsweise ist folgende: Der in der Abluft eingebaute Thermostat, welcher auf die im Raum verlangte Temperatur eingestellt ist, steuert über ein Verstärker-Relais die Klappen und Ventile. Wird es im Raum zu warm, so wird die Luft über den Kühler geleitet und das Warmwasser abgestellt. Wird es im Raum zu kalt, muss die Luft über den Heizkörper streichen und das Kaltwasser wird blockiert. Das Relais beschleunigt die Steuerimpulse, wodurch die Regelung feiner arbeitet. Um zu vermeiden, dass Luft mit extrem hoher oder niedriger Temperatur in die Halle geblasen wird, sind noch zwei Thermostaten als Begrenzungsregler im Zuluftkanal angeordnet. Derjenige dieser Thermostaten, der die Temperatur nach oben begrenzt, ist zu dem vorher genannten parallel geschaltet und stellt die Heizung bei Ueberschreitung der Einblastemperatur ab. Der zweite Einblasregler arbeitet als Minimal-Begrenzungs-Regler auf ein Sperrventil und verhindert ein Unterschreiten der Einblastemperatur unter den eingestellten Wert dadurch, dass er den Regler in der Abluft solange abschaltet, bis die Zulufttemperatur wieder ansteigt. Die Frischluftzuführung wird ebenfalls durch Thermostaten geregelt. Bei Stillstand der Anlage ist die Aussenluftöffnung selbsttätig geschlossen. Erst wenn der Ventilator läuft, werden durch Magnetventile mittels Luftmotoren die Aussenklappen geöffnet.

Der Raumregler, der an Sonn- und Feiertagen bei Stillstand der Umluft-Ventilatoren ein Auskühlen der Halle vermeidet, ist bisher nicht in Benutzung genommen worden, da

laufend Genauigkeitsmaschinen in der Halle montiert wurden. Bei diesen Maschinen soll auch bei mehrtägiger Arbeitsruhe ein Temperaturrückgang vermieden werden. Der Regler wird benutzt bei Ausführung von Maschinen, an die nicht die Ansprüche höchster Genauigkeit gestellt werden. Bei Absinken der Raumtemperatur unter 18 ° C werden alle Ventilatoren solange eingeschaltet, bis 20 ° C erreicht sind.

Der Luftstrom in allen zu- und wegführenden Kanälen wird durch Schalldämpfer geleitet, so dass (auch bei Arbeitsruhe) in der Werkhalle keine Motor- oder Ventilatorgeräusche der Regelanlage zu hören sind. Der normale Geräuschpegel der Halle liegt bei Arbeitsruhe unter 40 Phon; er wird beim Lauf der Temperaturanlage nicht überschritten.

Das Halleninnere sowie die Krane und die übrigen Einrichtungen sind in zarten, ansprechenden und harmonisch aufeinander abgestimmten Farben gehalten, die von einem Farbpsychologen geplant wurden. Grosse Sorgfalt hat man auch der künstlichen Beleuchtung gewidmet. Ihr dienen in die Hängendecke eingebaute Lichtbänder in 12,4 m Höhe über Boden, mit denen in der vorgeschriebenen Höhe von 0,4 m über Fussboden eine Beleuchtungsstärke von 220 Lux/m² waagrechter Fläche erreicht wird. Die Ausleuchtung der ganzen Halle ist völlig schattenfrei. Um die teilweise Abschattung des Flutlichtstromes von der Decke senkrecht nach abwärts durch den Laufkran zu vermeiden, ist dieser mit zwei besonderen Lichtbändern versehen. Auf die Vermeidung stroboskopischer Effekte bei der Schaltung der einzelnen Leuchtstoffröhren-Lampen in den Lichtbändern ist peinlichst geachtet worden. Durch Anwenden eines langwelligen Warmtones gelang es, das Arbeiten bei künstlichem Licht sehr angenehm zu gestalten.

Plan der Akademie

DK 378:727.3

Platon stellt den Staat und damit das menschliche Zusammenleben unter ein durch die Vernunft erschaubares oder von ihr zu erkennendes Ideal. Dessen Krone bildet die alles ordnende «Idee des Guten», das Leitgestirn der gesamten staatlichen Erziehung und Bildung. Wie bei seinem Lehrer Sokrates steht das Problem der sittlichen Lebensführung beherrschend im Vordergrund. Die wahre Gemeinschaft sinn-suchender Menschen kann sich nicht im gegenseitigen Abschleifen und Anpassen durch die Erfahrung allein herausformen. Sie bedarf dazu der philosophisch-wissenschaftlichen Besinnung auf das Reich der Werte und des darauf bezogenen ethischen Verhaltens. Der athenische Philosoph versucht wiederholt, das von ihm als richtig Erkannte den Realpolitikern seiner Epoche zu empfehlen. Dass er damit ohne Erfolg blieb, rückte sein Wollen in das Zwielflicht weltfremder, spekulierender Theoretik. Ideale mögen schön sein, so sagen die nüchternen Empiriker zu allen Zeiten, aber sie lassen sich eben praktisch nicht durchführen. Das Scheitern seiner politischen Versuche hat Platon wohl der Einsicht genähert, was nicht reif sei, müsse erst der Reife zugeführt werden, sowohl durch die Forschung als auch durch die Menschenbildung.

So kauft er sich im Jahre 387 vor Chr. eine halbe Wegstunde vor den nördlichen Toren Athens ein kleines, gartenartiges Grundstück im Gebiete jenes Haines, das dem Heros Akádemos geweiht war. Dort gründete er seine Schule, nach der sich noch heute alle Akademiker der Erde nennen. Sie lag in der klassischen Landschaft der Oedipustragödie, zwischen dem Rosshügel, dem Kolonos Hippios und dem Kephisosflüsschen, in einer seiner Schönheit wegen schon im Altertum viel gerühmten Gegend. Hier wuchsen die der Athene geweihten heiligen Oelbäume, flüsterten die Pappeln; hier pflanzten Platons Freunde bald die schattigen Platanen. Vom Rosshügel aus war das Meer zu schauen, die hohe Akropolis der nahen Stadt und im südlichen Blau die Berge des Peloponnes. Ebendort befand sich auch ein von der athenischen Jugend eifrig besuchtes Gymnasium.

Diese Gründung einer Stätte des wahrheitserschliessenden Gespräches bedeutete eine Tat von unabsehbaren Folgen. Was auch die Schule nach Platons Tod im einzelnen

verfolgen mochte, hier war ein Modell höchster Art geschaffen, wie sich Menschen freiwillig und gemeinschaftlich zur Erarbeitung der Wahrheit zusammenfinden. Von der alten Akademie verläuft eine Kette lebendiger Tradition zu den Hochschulen des Mittelalters und damit zu den modernen Universitäten. Sie hat alle späteren Versuche zur Organisation wissenschaftlicher Arbeit beeinflusst; die seit der Renaissance wieder auferstehenden Akademien sind unübersehbar geworden und haben sich das ganze Erdenrund erobert. Wie weit sie sich dabei auch von der ursprünglichen Gestalt entfernen, wo sie dem Geist der Wahrheit dienen, bleiben sie dem alten Hain des Akádemos verpflichtet.

Platons Gründung stand über 900 Jahre in lehrender und forschender Wirksamkeit; das bedeutet eine weit längere Lebensdauer, als sie sich die älteste Hochschule des Abendlandes zuschreiben kann. 529 nach Christi Geburt löste dann Kaiser Justinian die athenische Schule als einen Hort unchristlicher Lehren auf. Der Name verschwand, die Stätte verfiel der Verödung, die Weisen «wanderten mit tragischem Entschluss aus den Platanenhainen fort und nach dem fernen Magierlande Persien» (F. Gregorovius). Ein Menschenalter später werden als Bewohner der Gegend nur noch Winzer und Händler mit Wein, Oel und Honig genannt. Versuche, die Schule wieder auszugraben oder über ihren Trümmern gar ihre Restauration zu wagen, fanden ein bemerkenswert flaves Echo. Heute ist der Hain des Akádemos von der Geschäftigkeit eines Vorortes überwachsen; auch wenn sich Platons Grab dort befinden soll, so ist die alte Akademie weder zu einem Wallfahrtsort der gebildeten Nachwelt geworden, noch zu einem Heiligtum der Platoniker. Der moderne Tourismus nimmt von dieser Stätte keine Notiz mehr.

Im gleichen Jahre 529, da Justinian die platonische Schule schloss, legte Benedict von Nursia auf dem Monte Cassino den Grundstein des ersten christlichen Klosters. Vorübergehend siegte die Kultgemeinschaft der Jünger Christi über den sokratischen Kreis. Man hat diesen Synchronismus stets als bedeutsam empfunden und mit dem Jahre der Schliessung der Akademie gerne auch das Ende des Altertums bezeichnet. Solche Zäsuren bleiben immer

fragwürdig. Wohl versank die Antike vor den neuen Ergriffenheiten in tiefere Schichten der Seele und des Bewusstseins, aber sie starb nicht. Sie wirkt unabweisbar in die christliche Weltdeutung hinein und bricht darin mitunter auf wie ein artesischer Brunnen. Der Aquinate versucht das Alte und das Neue in einer mächtigen Summa zu versöhnen; bald aber treten Glauben und Wissen zu neuem Streit einander gegenüber. Die Philosophie konnte dabei nur mühsam ihre Eigenständigkeit wieder gewinnen. Allzulange als Magd der Theologie behandelt, kompromittiert sie sich, endlich freigeworden, in den kühnen Eruptionen der nachkantischen Spekulation und schiesst in den nachfolgenden reuigen Ernüchterungen abermals übers Ziel. Ihre Bedeutung für die Kultur wie für den Einzelnen bleibt nach wie vor umstritten, sie tritt auch heute keineswegs in einer klar umschreibbaren Gestalt vor uns hin; der Streit der Schulen setzt sich fort. Obwohl sie wieder steigend Anerkennung erfährt, ist darin die Skepsis vor ihr oft wie vom guten Willen umschlossen, ihr doch eine Chance zu geben. Denn immer noch wirkt die Meinung weithin befremdlich, dass gerade die Philosophie berufen sein könnte, im Bereiche ihrer Möglichkeiten entscheidend mitzuhelfen, die Gefahren unserer Zeit zu bannen und die offenkundige geistige Not zu wenden. Es ist aufschlussreich genug, ohne Empfindlichkeit die Gründe anzuhören, die hier zur Sprache kommen. Man erklärt etwa die Hochschätzung der Philosophie in der Antike dadurch, dass damals eben noch keine gültige Offenbarung Gottes stattgefunden habe, diese aber mache nun alle Sinngebung innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft überflüssig. Oder es wird die richtige oder vermeintliche, jedenfalls aber bemühte Tatsache unterstrichen, dass die Philosophen in all ihren tausendjährigen Streitigkeiten unter sich immer noch keine Einigung erzielen konnten. Hier setzt dann gerne eine sich bestfalls von Schopenhauer nährende Ironie ein, die sich mehr gegen die Liebhaber der Weisheit richtet, als gegen diese selbst. Die Philosophie — bekanntermassen eine brotlose Kunst — habe eben noch nicht ihre richtigen Interpreten gefunden. Der ruhige Fortgang ihrer Forschungen werde zu sehr durch faszinierende Köpfe gestört, die mit kühnem Sichten, dunkler Sprache und einer geschäftigen Schülerschar das Bild verwirren. Während die Naturwissenschaften ein gesundes Verhältnis zu ihrer eigenen Vergangenheit besitzen und die heutigen Vorstellungen die vergangenen auslöschen, schleppe die Philosophie all ihre Traditionen unbewältigt wie einen Bleimantel mit sich und sei offenbar methodisch gar nicht in der Lage, das Tote vom Lebendigen zu trennen. Wo nun der Blick aber tiefer dringt, wächst auch die Einsicht, dass hier ein vielfach schlecht verwaltetes Urgut der Menschheit liegt, dessen so mühsam und gelegentlich schwerfällig erscheinende Verhüttung vielleicht mehr an äusseren Gründen hängt, als bisher angenommen wurde.

*

Unter der Bezeichnung «Bauhütte der Akademie» besteht mit Sitz in Zürich ein politisch und konfessionell neutraler Verein, der die Gründung einer übernationalen philosophischen Forschungsstätte in unserem Lande vorbereitet. Deren Zweckbestimmung wurde am 23. Februar 1957 von der Generalversammlung wie folgt umschrieben: «Die Akademie ist ein übernationales Zentrum für die in der modernen Menschheit und ihrer Selbstgefährdung dringend geforderte *Synthese, Integration und verantwortliche Selbstbesinnung der Wissenschaft*. Sie steht mit den Hochschulen, Akademien und Forschungsinstitutionen in Verbindung und baut auf deren Arbeit auf. Sie dient jedoch mit ihren besonderen Zielen und Einrichtungen der Lösung jener Aufgaben, denen die modernen Hochschulen unter dem Zwang ihrer Verflächerung und der Einzelne in seiner Spezialisierung nicht mehr gerecht werden können.»

Hier münden vielbesprochene Anliegen der Zeit ein. Es ist ja sehr einfach, die Hochschulen für alles mögliche Versagen anzuklagen, ohne erst grundsätzlich zu prüfen, ob sie das vage oder klar von ihnen Verlangte auch wirklich leisten können. Gewiss haben die Universitäten weder die beiden Weltkriege, noch das Hochkommen von Faschismus und Kommunismus, noch den Abwurf der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki, noch den heutigen West-Ost-Konflikt

verhindert. Das vermochte aber auch sonst keine der bestehenden kulturellen oder religiösen Institutionen. Da aber alle die erwähnten Geschehnisse auch Gegenstände der wissenschaftlichen Forschung sind, richtet sich der Blick erwartend auf die Hochschulen, ob sie ihre Anstrengungen nicht auch darauf richten möchten, die Gründe der Sozialkatastrophen der Epoche zu erkennen und die Mittel bereitzustellen, um sie zu verhüten. Als Modell schwebt dabei vielfach das Wirken der Medizin vor. Wir leben in einer Ära der Weltanschauungskriege, in denen mehr Menschen und Werte zu Grunde gehen, als je durch bakterielle Seuchen zuvor. Heute sind die Psychologen, Soziologen, Wirtschaftler, Techniker, Architekten, Landschaftsgestalter, Finanzwissenschaftler, Juristen, Sozialmediziner, die Biologen und Aerzte, vor allem aber auch die Philosophen und Theologen aufgerufen, sich selber eine Stätte der Besinnung und Forschung zu schaffen, in welcher die Grundprobleme des Menschen und der Menschheit theoretisch geklärt werden. Niemand kann dabei die Ergebnisse der Arbeit einer solchen Akademie abwarten, jeder aber wird zugreifen, wenn sie einmal vorliegen. Es fehlt allen grossen Institutionen der Gegenwart gleichsam ein in der Stille systematisch arbeitendes wissenschaftliches Hinterland, das sich jeder Einmischung in die Praxis enthält, dafür aber Problemlösungen bereitstellt und Wege zeigt, welche die Praktiker gehen können. Sowohl die UNO wie die UNESCO bedürfen einer solchen Clearingstelle des Geistes, die Universitäten ebenso wie die Kirchen, die Gemeinschaften ebenso wie der Einzelne. Diese Sicht immer deutlicher herauszuarbeiten, der theoretischen wie der praktischen Philosophie eine sichere Heimstätte zu schaffen, wo sie in voller Freiheit das Wichtige und Dringliche in den Aufgaben der Zeit zu erkennen sucht, das ist die gegenwärtige Bemühung der «Bauhütte der Akademie», die darin jeden um Hilfe angeht, der sich ihren Problemen aufgeschlossen erzeigt.

Walter Robert Corti

*

Vorstudien für den Bau der Akademie

«... In der modernen Architektur gibt es heute noch keine Rangordnung der Formen, die mit Sicherheit dem Inhalt einen sinnvollen Ausdruck verleihen könnte. Die Architektur hat sich zu weit vom gesellschaftlichen Nährboden entfernt, sie dient nicht mehr als Idee, und was sie hervorbringt, ist Ausdruck eines persönlichen Geltungsbedürfnisses, ist selbstherrliche sensationslüsterne Aeusserung...» So ähnlich lautete der Kommentar von kunsthistorischer Seite, als wir 1954 zusammen mit Dr. W. R. Corti die ersten Ideenprojekte besprachen.

Ist es denn nicht gerade die starke Idee, die der Architektur erst Halt gibt und die allein es vermag, klärend und ordnend den oft ziellosen Formenwillen der Architekten zu leiten? Die Architektur ist fähig wie eh und je, eine Idee zu formulieren und die Träume und Visionen ihrer Zeit zu bauen. Wir sind am Anfang einer Epoche, die sucht und Neues schafft. Wie alle Künste und Wissenschaften musste die Architektur sich vorerst mit der Technik auseinandersetzen. Damit erschloss sich nun eine Material- und Formenwelt voll Kraft und Symbolik, eine Welt, deren Werte noch längst nicht ausgemünzt sind. In den früheren Jahrhunderten gaben Staat und Kirche den neuen formalen Möglichkeiten einen Sinn, und in ihrem Dienst schuf die Architektur erst Gültiges. Heute fehlt Staat und Kirche die innere Triebkraft, und die Architektur vergeudet oft ihre schönsten Formen an geist- und sinnlosen Objekten.

Die Akademie ist nun eine Idee, die der Architektur ein Hausrecht geben kann. Die architektonische Vision selbst wird zur Akademiearbeit: es ist die Suche nach der werdenden sinnvollen Form.

Hinter dem Wort «planen» wittert der Laie einen suspekten Vorgang, der über seinen Kopf hinweg Zukünftiges festlegt und gegen jede gesunde, logische Entwicklung Projekte schlagartig realisiert. Organisches Wachsen ist doch menschlich viel richtiger: der Wald wächst, die Wiese wächst, weshalb soll nicht auch eine Universität, eine Stadt langsam heranwachsen, ohne den diktatorischen Zwang der Planung, fragt er.

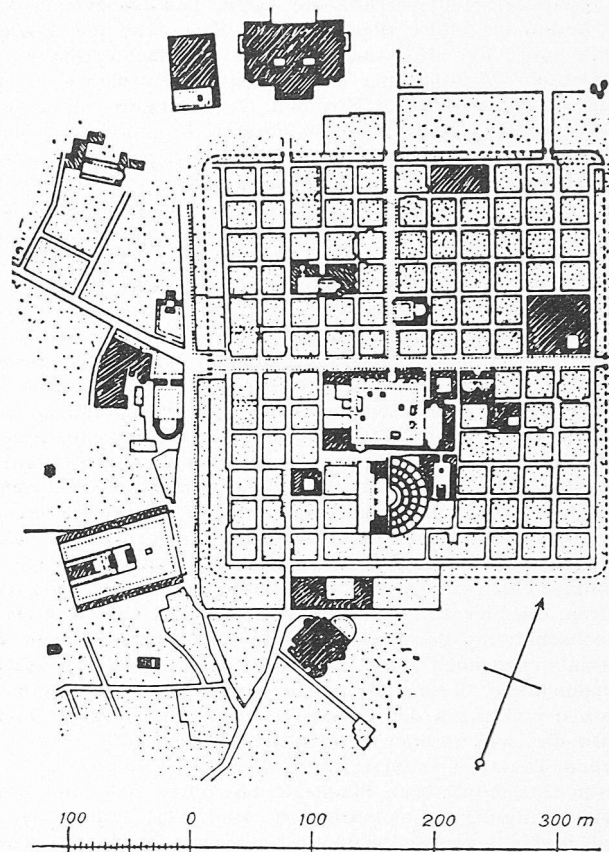
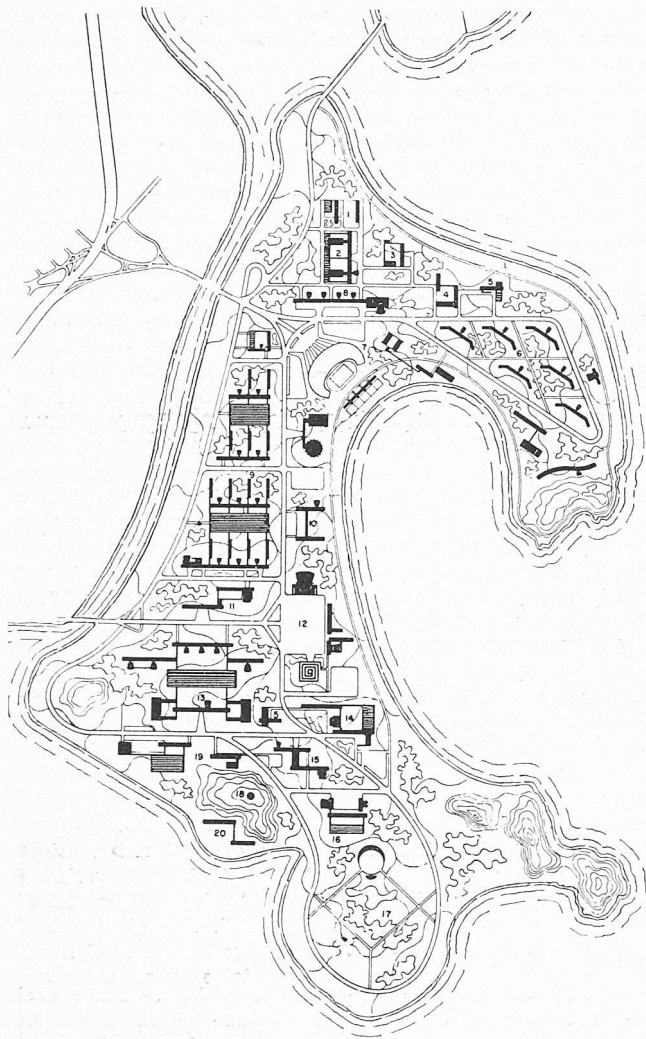


Bild 2. Situation der Römerstadt Tingad

Bild 1 (links). Situation der Universität Rio de Janeiro

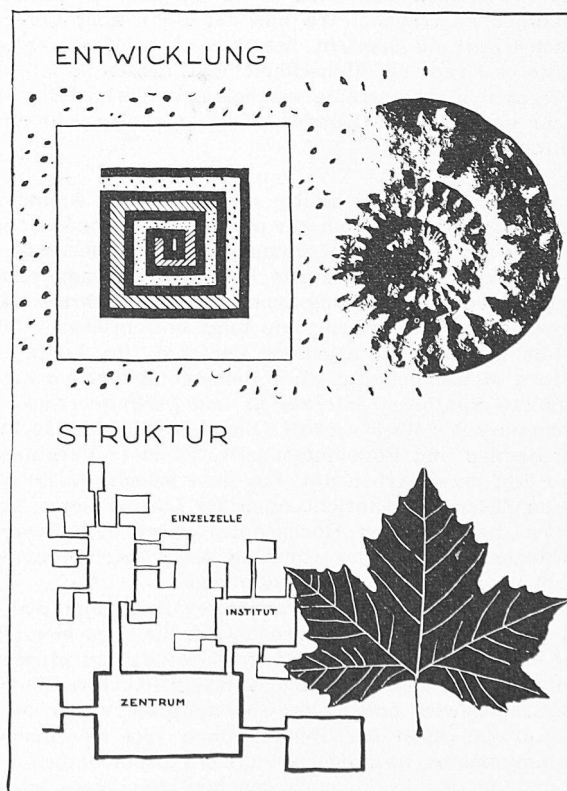
Bild 3. Schema, Entwicklung und Aufbau der Akademie

Wie ist es möglich, dass man zum Beispiel in Rio de Janeiro und Mexiko Riesenuniversitäten von unüberschaubaren Ausmassen fast über Nacht baut, Bild 1? Weil es notwendig ist, weil Tausende von Studenten keinen Ort der Zusammengehörigkeit mehr haben, weil die drängende praktische Forschung nur in einem neuen, organisierten Betrieb den Anforderungen nachkommen kann. Nicht der Architekt plant hier, es ist die Notwendigkeit, die den ganzen Vorgang diktiert.

Ein exakt vorformuliertes, verzweigtes Raumprogramm und ein genau differenziertes Organisationsschema mussten unter einen Hut gebracht werden. Die Bauten und mit ihnen das Leben, das sie später erfüllen soll, sind damit vorausfixiert. Genau so, wie an den Wissenschaftler die Forderung gestellt wird, praktisch verwertbare Resultate aus seinem Laboratorium herauszuholen, so verlangt man vom Architekten, das Programm dieses Laboratoriums nach vorgeschriebenen Richtlinien auszuführen: die Planung steht unter dem Zeichen der Bedürfnisbefriedigung. Sekundär bleibt die Frage nach der Koinzidenz von Sinn und Form.

Die Akademie bauen heisst nicht, einen fertigen Bauplan entwerfen, heisst auch nicht, wild wachsen lassen, sondern einen gültigen Rahmen schaffen, innerhalb dessen die Anlage Teil für Teil heranwachsen kann, ihren eigenen Rhythmus findend, ohne programmatischen Zwang.

Peking wuchs im Spannungsfeld von Stadtmauer und Palast, von Umriss und Zentrum, seit Jahrtausenden Stadt, noch heute im Wachsen. Unternehmungslustige mögen finden, die moderne Bautechnik wäre doch fähig, die Akademie innert eines Halbjahres bezugsbereit hinzustellen. Unsere Maschinen können das, wir nicht. Die Akademie fertig hinstellen und nachher Leben hineinpumpen? Nein. Hier muss es einen Anfang geben, ein Gestern, ein Heute, eine Kontinuität. Mensch und Bau wachsen zur Einheit, der Mensch



voraus, den Bau nach seinem Bild, nach seiner Idee gestaltend. Und hier liegt ein noch ungehobener Schatz: Die Zeit, Zeit haben zum Erleben, Zeit haben zum Bauen.

Es wird sich nun bald eine reale Bauhütte bilden müssen, welche dieses Wachstum aus der Akademiearbeit heraus zur vollen Klarheit entwickelt und damit die Suche nach der werdenden Form zur eigentlichen, grundsteinlegenden Akademiearbeit erhebt. Der Rhythmus, den wir beim Bau anschlagen, ist der Lebensrhythmus der Akademie, ist ihr Pulsschlag.

Ausgangspunkt ist zweifellos die Frage nach der Gestaltung des Gelehrtenraums und seiner Umgebung. Unser Hauptanliegen ist der Mensch, der hier ungestört leben und arbeiten soll. Die Vision einer Gelehrtenstadt drängt sich auf. Im Endausbau sollen über tausend Menschen aus allen Kontinenten dort eine weiträumige Heimstätte finden, um als grosse Familie eine eigene Welt des freien Geistes aufzubauen.

Nicht der Krebs wird hier erforscht, nicht das Atom, sondern der Mensch, sein Leben, seine Probleme, sein Leiden. Die systematische Planungsarbeit der Akademie spielt sich nicht in Forschungslaboratorien ab, sondern im sinndeutenden, synthetischen Denken dieser Menschen.

Was wir bieten müssen, ist Wohnraum, Raum überhaupt, und hier ist die Architektur dem Menschen zutiefst verpflichtet. Wohl werden die ersten Institute, die erste Skizze eines Treffplatzes in aller Bescheidenheit gebaut werden für die ersten Bewohner, dann aber wächst die Akademie aus dem beständigen Wechselspiel des Suchens und Formenwollens: der Bewohner formt liebend seine Stadt, die Stadt formt ihre Bewohner. — Die Akademieanlage wird kein anonymes Riesenhotel, keine betriebsame Kongressstadt sein, sie lädt nicht zu einem unverbindlichen Ferienaufenthalt in schöner Landschaft ein, sondern sie soll heiteren Ernstes den Akademiegedanken ausstrahlen. Für viele wird sie abweisend wirken, für viele aber bleibt sie der fruchtbare Ort der stillen Erkenntnis der menschlichen Begegnung im Zeichen der Arbeit an der Wahrheit.

Wir dürfen zwei Raumgruppen unterscheiden: die private Wohn-Studier-Einheit des Gelehrten, der eigentliche Werkraum der Akademie, und neben dieser Kleinstzelle eine grosse Folge von Versammlungs- und Gemeinschaftsräumen, Räumen der Kommunikation. Die Akademie lebt nur, wenn sie die engste Kommunikationsmöglichkeit von Mensch zu Mensch, von Studiengruppe zu Studiengruppe bietet, und zwar denken wir nicht nur an die Arbeitsvorgänge, die ohnehin eine gewisse Kommunikationsdichte verlangen, sondern an den täglichen Kontakt, wie er sich in den Räumen, Strassen, Plätzen jeder Altstadt abspielt, wo die Architektur durch Konzentration von Wohn- und Arbeitszellen die Atmosphäre engster Zusammengehörigkeit schafft, wo das Sich-gegenseitig-Treffen ein Leichtes ist und man sozusagen in Ruf- und Sichtweite lebt. Grösse und Form muss im Bereich des menschlich Erfassbaren liegen, ähnlich wie die römische Veteranenstadt Timgad mit ihren etwa dreihundert

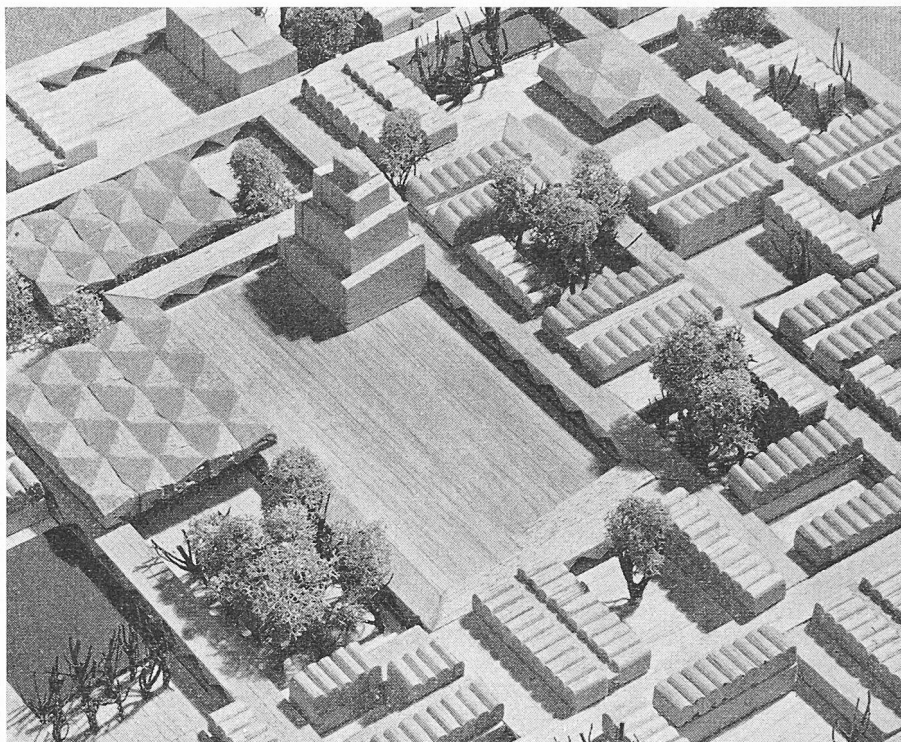


Bild 4b. Ausschnitt des Akademiemodells

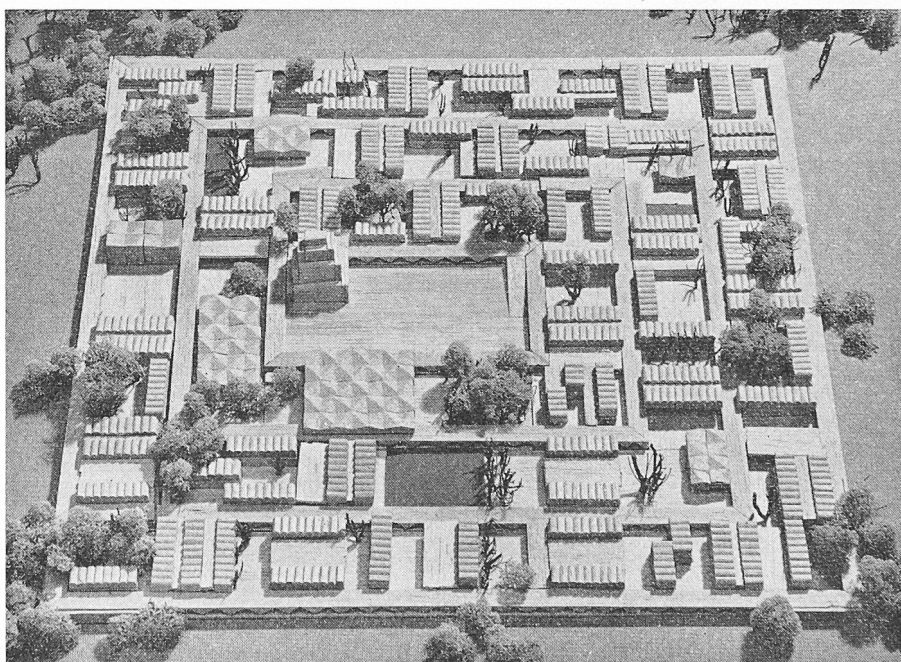


Bild 4a. Photo des Akademiemodells

Metern im Geviert (Bild 2), ihrer klaren geometrischen Aufteilung und ihrem zentralen Platz. Das sind leicht erfassbare Elemente, die dem Bewohner die Stadt rasch vertraut machen. Ruhe, Stille, Besinnlichkeit werden die unumstrittenen Erfordernisse sein. In seiner «Fröhlichen Wissenschaft» sagte Friedrich Nietzsche: «Es bedarf einmal und wahrscheinlich bald einmal, der Einsicht, was vor allem unseren grossen Städten fehlt: Stille und Weite, weitgedehnte Orte zum Nachdenken, Orte mit hochräumigen, langen Hallengängen für schlechtes oder allzu sonniges Wetter, wohin kein Geräusch der Wagen und der Ausrufer dringt und wo ein feiner Anstand selbst dem Priester das laute Beten untersagen würde: Bauwerke und Anlagen, welche als Ganzes die Erhabenheit des Sichbesinnens und Beiseitegehens ausdrücken.» Damit sind vielleicht die wichtigsten Erfordernisse der materiellen Gestaltung angedeutet, und es entsteht die

Frage nach der architektonischen Entsprechung, dem ernstesten und bedrängenden Problem: Wann und wie wird diese Stadt fertig, wie bannen wir das lähmende Gefühl, das von der monumentalen Unfertigkeit ausgeht? Auch das geistige und personale Wachstum der Akademie wird ja fortschreiten, und diesem sich anzupassen, wird Aufgabe des materiellen Aufbaues sein. Die bauliche Entwicklung der Akademie hat sich also den gleichen Gesetzen zu unterwerfen, nach denen das Schneckenhaus entsteht: Form und Inhalt immer in der organisch notwendigen Proportion (Bild 3)! Aber durchaus so, dass der bescheidenste Anfangsbau auch in der Endphase noch seine eigene Aufgabe voll erfüllt. — Man wird also den zentralen Platz mit den zuerst benötigten Einheiten umbauen und dann erst nach Bedarf die Grossbauten und weitere «Jahresringe» anfügen.

Ihrem besonderen Charakter entsprechend kann diese Siedlung nur als Fussgängerstadt gedacht werden, wo der Verkehrsraum ganz dem Menschen gehört (Bild 4). An die Stelle der Strassen treten gedeckte Wege und Wandelhallen im Freien, die auf kurze Distanz alles verbinden und ähnlich den Galerien in Mailand, dennoch zu freudlichem Begegnen und Verweilen einladen. Im Schwerpunkt liegt der grosse Versammlungsplatz mit den zentralen Gebäuden, während das Ganze von einem Umgang begrenzt wird, den man in einer halben Stunde abschreitet. Ein Schnitt durch die Stadt zeigt einen durchgehenden Aufbau in verschiedenen Ebenen. Im Erdgeschoss spielt sich das kommunikative Leben der Akademie ab: Institute, Bibliotheks- und Versammlungsräume sowie die gesamte Verwaltung: zwischendurch kleine Restaurants und Kaffeestuben, bescheidene Ladensiedlungen mit dem notwendigsten Bedarf.

Die nächste Stufe birgt, nach einer schallisierenden Schicht, den Bereich der einzelnen Arbeitsstätten, die für Assistenten und Gäste mit Wohnräumen verbunden sind. Es ist das Reich der Terrassen und eigentlichen Eremitagen, dort, wo die Arbeit im üblichen Sinne ruht und im eigentlichen beginnt, während eventuelle Familienwohnungen die ganze Siedlung peripher umgeben. Ein oder mehrere Untergeschossen bergen Archive, Bibliotheken, Ausstellungsmöglichkeiten sowie Installationen, Garagen, Lager und so weiter.

Wie jeder grossangelegte Plan wird sich die Akademie die passende, elementare Lage sichern müssen. Sie ist ein selbständiges, in sich geschlossenes Ganzes und verliert ihr freies Leben im Anschluss an wesensfremde Organismen. Sonderbar genug, dass wir uns immer vorstellen, diese stolze Akropolis, die es für die Akademie braucht, in der dicht bebauten Schweiz zu finden.

Für die Projektierungsgruppe der Bauhütte: *E. Lanners*.

Adresse des Verfassers: *Edy Lanners*, dipl. Arch., im Brächli 37, Zürich 7/53.

Mitteilungen

Vorschuss-Lorbeeren spenden ist bekanntlich etwas, das man nicht tun sollte; aus verschiedenen Gründen. Vor allem, weil man sich irren kann in der persönlichen Prognose, und nachher dumm dasteht, wenn sie sich als falsch erweist. Sodann schätzt es der Geehrte unter Umständen gar nicht, für die von ihm erwartete Leistung im voraus gelobt zu werden, besonders nicht, wenn er den Lob-Spender nicht für zuständig ansehen kann. Und gerade das dürfte hier der Fall sein: Lorbeeren gehören ins Reich der Pflanzen, und davon verstehen die Gärtner mehr als ich. Aber trotzdem kann ich mich nicht enthalten, ihnen heute, zwei Tage vor der Eröffnung der ersten schweizerischen Gartenbau-Ausstellung in Zürich, genannt G 59, eine von Herzen kommende Anerkennung auszusprechen: «Dies wird nun einmal eine gute Ausstellung werden!» musste ich im Laufe der vergangenen Monate immer wieder sagen. Woher ich das im voraus weiss? Aus purer Intuition, aus einem Empfinden, das sich mir unmittelbar wie die Natur selbst mitgeteilt hat beim blossen Vorbei-

fahren... Kaum war letztes Jahr die Saffa abgeräumt und die Ausfallstrasse ans linke Zürcher Seeufer wieder befahrbar, wurde sie mit einer schönen, grosszügig gestalteten Stahlkonstruktion überbrückt. Grosszügig sage ich, ganz und gar nicht kleinlich. Gleich zwei Hauptstrassen überquert die Konstruktion, und ausserdem trägt sie einen Festplatz, Piazza genannt, von respektablen Abmessungen, zu Füssen von Alfred Eschers Villa ausgebreitet, alles emporgehoben über die Ebene des Alltags, wo der Verkehr ungestört durchbraust. Diese Stahlkonstruktion samt den schiefen Trägern der Rampe — auch diese wieder splendid bemessen und von vornehm sanfter Neigung — gefiel so gut, dass man es geradezu bedauerte, als das Menningrot dem grauen Anstrich weichen musste. Stieg man hinauf und betrachtete man das Ausstellungsgelände von der Südterrasse der Belvoir-Villa aus, empfing man den selben Eindruck von Grosszügigkeit der Gestaltung von den Beeten, die sich unten in der Ebene am Mythenquai abzuzeichnen begannen. Später entstand das Seerestaurant, auf das man am linken Ufer seit Jahrzehnten wartet, in leichter Eleganz auf Pfählen; dann wurden von der Piazza aus Abgänge ins Grüne angelegt, die unmittelbar anklingen an Hofmanns Verbindungstreppe im Hof des nebenanstehenden Club-Hauses der Rückversicherung — ebenfalls klar, schwingvoll konzipiert. Von weiteren Bauten ist auf dem linken Ufer nicht viel zu bemerken, in wohlthuender Weite dehnen sich die baumbestandenen Wiesenpläne südlich des Strandbades bis zur Saffa-Insel hin. Nichts Kleinlich-Niedliches, sondern grosse Natur — was kann man von einer Gartenbau-Ausstellung besseres wünschen? Nun aber kam vor wenigen Wochen die grosse Ueberraschung: die Stützen der Schwebebahn, welche über den See hinweg beide Ufer verbindet. Sie übertreffen an Schönheit und Grösse (innere, formal zum Ausdruck kommende Grösse, nicht Anzahl Meter) alles, was wir in den letzten Jahren an Ausstellungsbaukunst gesehen haben, Brüssel nicht ausgenommen. «Wirklich, das ist jetzt das Tüpfchen aufs i, das passt zu allem übrigen, das man bis heute von dieser Ausstellung gesehen hat», musste ich sagen. Und ein Vergleich drängt sich mir auf: wie war ich bei der Vorbereitung der unvergessenen Züga 1933 innerlich mitbeteiligt, freundschaftlich verbunden mit Ammann, Egger und vielen anderen, wie war es noch viel mehr der Fall bei der Landi 1939 — und jetzt? Eine neue Generation ist am Werk. Ohne jede persönliche Beziehung zu irgend einem der Schöpfer der G 59, habe ich an ihrem Entstehen nicht den geringsten Anteil, erlebe ich sie wie ein schönes Geschenk, für das ich danke und zu dem ich die Gestalter der G 59 in voller Objektivität beglückwünschen darf.

W. J.

Persönliches. Morgen, am 24. April, begeht Ing. *P. E. Soutter*, seit 1929 Generalsekretär des S. I. A., und seit 1932 Inhaber eines Ingenieurbüros in Zürich, seinen 60. Geburtstag. Auf seinen beiden Arbeitsgebieten hat er sich durch Leistungen ausgezeichnet, die das bloss routinemässige weit hinter sich lassen. Als Eisenbeton-Konstrukteur hat er neue Wege beschritten, insbesondere durch Verwendung des Modellversuchs, und oft konnten unsere Leser über die Früchte dieser Arbeit aus seiner eigenen Feder orientiert werden. Als S. I. A.-Sekretär andererseits hat *P. E. Soutter* das Steuer des Vereinsschiffes mit fester Hand geführt, was angesichts der immer wachsenden Mitgliederzahl und der vielfältigen Interessen der verschiedenen Sparten ein gewaltiges Stück Arbeit bedeutet. Auch das Gebiet der internationalen Beziehungen pflegt er aufmerksam, so dass sein Name weit über unsere Landesgrenzen hinaus guten Klang hat. Unsere herzlichen Glückwünsche begleiten unsern Kollegen ins siebte Lebensjahrzehnt! — *H. Blattmann*, dipl. Ing., Direktor der Gips-Union AG. in Zürich, ist nach vierzigjähriger, erfolgreicher Tätigkeit für die Gips-Union in den Ruhestand getreten. Sein Nachfolger ist Ing. Dr. *W. Eggenberger*, der bis Ende 1958 die Bauleitung des Kraftwerkes Göschenen innehatte.

Zum Uebergang auf das MKSA-System. Auf Seite 253, rechte Spalte, zweiter Absatz, fünfte Zeile ist zu berichtigen: $R = 29,27 \text{ mkp/kg } ^\circ\text{K}$ und nicht $R = 29,27 \text{ mkp/kp } ^\circ\text{K}$.